

Bergheimat

Autor(en): **Duttli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 27

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bergheimat

Von Maria Dutli-Rutishauser

Am sonnigen Hange, wo nur die flinken Bergler und die leichtfüßigen Geißer und Schafe hinklettern können, liegt mitten in den Bündnerbergen ein kleines Nest! Kein Dorf — nur ein paar Gaden, die einen Stall haben für das Vieh und eine Stube und zwei Kammern, darin eine arme, große, zufriedene Familie lebt.

Da hinauf kommt selten ein Fremder. Die fahren mit dem Bähnlein, das seit zwanzig Jahren durchs Hochtal fährt, weiter, in die großen Orte, die einst auch still und klein waren und nun laut und schön geworden sind. Das tut aber dem Nestchen droben am Felsenhang nicht weh. Es trägt all seine Sehnsucht nur nach Sonne und die wird ihm an jedem schönen Tage in überschwenglicher Fülle.

Die Menschen — wohl, die sind zufrieden. Sie empfinden wohl manchmal der harten Arbeit Mühe und Fron — aber abends, wenn vom kleinen Kirchlein das einzige Glöcklein klingt, dann fühlen diese harten, herben Menschen, wie dieser kleine steinige Fleck Erde ihnen lieb und teuer ist und daß es nirgends in der Welt so friedlich und ruhsam ist.

Die Alten denken so, weil sie das Leben kennen.

Die Jungen glauben es nicht.

Des Malonder Jakob Maittschi, die Tina, meint, das müßten schon ganz Dumme sein, die es bis heute noch nicht einsehen, daß es drunten im Tal oder droben in Arosa und Davos nicht schöner sei als da, wo kein rechter Baum und nur Felsen und Steine wachsen. Aber wenn das die Malonderin hört, des Mädchens Mutter, dann schweigt sie und weiß, daß sie es nie zugeben wird, trotzdem sie ja selbst einst drunten war im Tal, ehe sie des Malonder Jakob Weib ward. Und doch sinnt die Tina Tag und Nacht dem Leben nach, das sie nicht kennt und das doch so schön sein muß.

Herrgott, einmal etwas anderes sehen können — Menschen, Häuser, — die ganze schöne Welt!

Und einmal, wie es schon herbstlich dunkel das Tal heraufkommt, sitzen die Malonderin und ihre Tochter auf dem Stiegenbänkchen vor dem Gadenhäuschen. Sehnsüchtig lugen des Mädchens Augen über das Bergland hin und der jungen Brust ent-

steigt ein Seufzer. Da fängt die sonst so schweigsame Malonderin zu reden an:

„Schau, Maittschi, ich muß dir das nun doch noch sagen, wenn's auch sonst niemand weiß, nicht einmal dein Vater. — Wie ich jung war, wie du, da hat auch mich die Welt da unten gelockt, die bei Chur anfängt. Und weil wir daheim auf dem schmalen Gütlein zu Castiel viel Kinder hatten und wenig zu essen, hat mich der Vater ziehen lassen. Da bin ich dann eines Tages mit dem Bähnlein hinuntergefahren, Chur zu und drüber hinaus. Arbeit hab ich wohl gefunden und man war auch zufrieden mit mir. Tags ging es gut — aber abends — Maitli, da kam immer das Heimweh über mich und ich mußte den Mund verhalten, um nicht laut zu schreien vor Sehnsucht nach meinen Bergen. Jedes Blümlein auf den Bergwiesen glaubte ich zu sehen, jeden Zacken der Flühe und das Rauschen der Pflur lag mir nächtelang in den Ohren. So hab ich's ein Jahr lang ausgehalten, aber was ich in diesem Jahre durchgemacht habe, Tina, schau, ich möchte dir das ersparen. Du weißt nicht, wie schön es bei uns ist, du hast nie erfahren, wie bitter es ist, mitten im großen, ebenen Land eine Fremde zu sein, — weißt nicht, wie es ist, wenn du merken mußt, daß du aus einem kleinen Paradies hinuntergestiegen bist in den Schlamm der Straßen. Kind — wenn dir dein Friede und dein junges schönes Leben lieb sind, — bleib bei uns!“

Die kleine schlichte Frau der Bündner Berge sah mit gefalteten Händen. Die Dämmerung wob ums Häuschen, aber der Schein des Mondes, der hinter den Bergen aufstieg, traf der Tina Augen. Da sah die Malonderin, wie in diesen jungen Augen ein Leuchten war — nicht der Widerschein des Mondlichtes, — nein, von innen heraus kam es und verklärte das starke Mädchen, also, daß die reichen blonden Haare wie eine goldene Krone ob der hellen Stirne lagen.

Wenn später manchmal die Unzufriedenheit über die Tina kommen wollte, dann gedachte sie des Abends, an dem ihr die wortkarge Mutter das Tor aufgetan, durch das sie die kleine, heilige Heimat geschaut hatte. Und vor ihrem reinen Lichte verblaßte die Ferne und reiner und schöner standen dann die Berge ob dem Dörfchen, das ihr Leben und ihr Glück hüten wollte.

Granium

Es git nid schnäll e Fänschterschmuck
So schön wie Granium,
Drum gfesich ne fäsch bi jedem Huus,
Chäsch luege zringetum.

Dert lüüchte Blüete groß u schwär
I Farbe rot u wyß,
U hie umsummt'se us em Grünen
Es chlyses Bienli lys.

Un isch es Hüsli nõ so schlicht,
Un isch es nõ so arm,
Vor heitre Fänschter Granium
Macht's heimelig u warm.

Drum chäsch di achte wo de witt,
Chäsch luege um und um,
Es git nid schnäll e Fänschterschmuck
So schön wie Granium!

E. M. Tanner-Meschlimann